

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 20

Schwerpunkt: Kulturgeschichte(n) der Impfung

Herausgegeben von

Elisabeth Dietrich-Daum, Marina Hilber, Elisabeth Lobenwein,
Carlos Watzka

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2021



Elena Taddei, Innsbruck (Rez.)

Michael STOLBERG,
Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance
 (Berlin–Boston 2021: DeGruyter Oldenbourg),
 580 S., 16 Abb., EUR 89,95.
 ISBN 978-3-11-070732-8

Das vorliegende Werk ist eine auf verschiedene Akteure und ihren hinterlassenen Quellen basierende Analyse zur Figur des gelehrten Arztes der Frühen Neuzeit. Besonders fußt es auf der Auswertung des reichen Quellenfundus von Georg Handsch (1529–1578) aus dem böhmischen Leipa. Während seines Studiums in Padua und Ferrara, seiner Tätigkeit als Arztgehilfe in Prag und schließlich als Leibarzt Erzherzog Ferdinands II. in Tirol verfasste der akademisch gebildete Arzt fast dreißig Handschriftenbände (manche mit über tausend Seiten), die in der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrt werden. Der Nachlass des an sich unbekanntes Gelehrten, der weder publizistisch noch durch besondere medizinische Erkenntnisse berühmt wurde, bietet Stolberg die Möglichkeit, Forschungslücken bezüglich der Arztpraxis, des ärztlichen Alltags und des eigentlichen Agierens am Krankenbett jenseits der wissenschaftlichen Theorie zu schließen. Es sind diese persönlichen, offenen, weil nicht für den Druck vorgesehenen Aufzeichnungen, bestehend aus studentischen Mitschriften von Vorlesungen und Sektionen, Krankengeschichten und Fallbeispielen, tagebuchartigen Aufzeichnungen zu diagnostischen und therapeutischen Beobachtungen mit wörtlichen Zitaten der Patient*innen, die Einblick in die Arztpraxis und das Arzt-Patient*innen-Verhältnis der Renaissance bieten. Diese selbsterstellte Handreichung diente dazu, so Stolberg, „ein guter, erfolgreicher Arzt zu werden“ (S. 5) und zeugt gleichzeitig von der Notwendigkeit, sich neben der theoretischen Ausbildung empirisches Wissen anzueignen.

Das Werk ist in drei Abschnitte unterteilt. Im ersten Teil liegt der Fokus auf die universitäre Ausbildung zum Arzt. Hier wird das Idealbild des frühneuzeitlichen gelehrten Arztes mit den praktischen Erfahrungen im Rahmen der Ausbildung verglichen. Dabei zeigt Stolberg am konkreten Beispiel, dass der Arztberuf nur eine von vielen Möglichkeiten und Erwägungen für Absolventen der Artistenfakultät war. Schließlich mussten Medici gegen große ärztliche und nicht-ärztliche Konkurrenz ankämpfen und waren – trotzdem sie Aderlass und Schröpfen Barbieren und Badern überließen – in Kontakt mit „ehrrührigen“ Unreinheiten, Ausscheidungen, mit Gestank und Verfall.

Bei der Untersuchung des Studienalltags an oberitalienischen Hochschulen begnügt sich Stolberg nicht mit der normativen Ebene des gelehrten Kanons, sondern stellt diesen in Relation zu studentischen Aufzeichnungen, darunter jenen von Handsch. Hier finden sich diktierte Mitschriften von curricularen Lehrveranstaltungen und Notizen, die von Privatissima zeugen. Die Quellen zeigen sowohl das vermittelte theoretische Grundwissen zum menschlichen Körper und seinen Funktionen als auch die *medicina practica* mit Notizen zu konkreten Fallbeispielen, die *collegia*, bei denen mehrere Professoren gemeinsam diskutierten, und die Ursachenfindung im klinischen Unterricht und bei Hausbesuchen. Ebenso grundlegend war das Wissen um

die Botanik und die Arzneimittelkunde, das sowohl in der freien Natur, als auch in den botanischen Gärten und zuweilen auch in Privatgärten kultiviert wurde.

Ein wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang, der am Beispiel Handschs bestätigt werden konnte, ist jener des gelehrten „Habitus“ der Ärzte jener Zeit, der mithilfe von Aspekten des „Self-Fashioning“ (lateinische Sprache, Dichtkunst, Zitate, Briefkultur, Sprachsicherheit und eleganter Stil) betont wurde, um sich von den anderen Anbieter*innen medizinischer Dienstleistungen (Barbiere, Bader, Wundärzte, Hebammen) abzuheben. Auch wenn die akademische Ausbildung und der gelehrte Habitus dem Arzt einen „Vertrauensvorschuss“ (S. 57) gaben, zählte am Ende – so Stolberg – der durch den Erfolg gefestigte gute Ruf.

Diesen erwarb der Arzt in seiner, im zweiten Teil des Buches untersuchten, ärztlichen Alltagspraxis. Mit zahlreichen Beispielen kann der Autor einleuchtend nachweisen, dass das in der Theorie vertretene galenische Erklärungsmodell von Krankheiten „als graduelle Abweichungen von einem idealen Gleichgewichtszustand“ (S. 146) der Säfte sich in der Diagnostik und Therapie ebenso wenig wie in der Obduktion, also ganz allgemein in der ärztlichen Praxis widerspiegelt. Krankheiten verstand man vielmehr als etwas Äußerliches, Körperfremdes, auf unreine, verdorbene Krankheitsmaterie zurückgehend, die entweder in den Körper gelangte oder in ihm entstand, z.B. durch einen kalten Magen, der die Nahrung nicht genug „verkochen“ konnte. Wichtig war die Ermittlung von Herkunft und Ursache dieser Materie und deren verständliche Erläuterung an Patient*innen und ihre Angehörigen. Dabei wurden auch die Lebensumstände und die Lebensweise (von Luft und Mondeinfluss bis zu den Emotionen und den Ernährungs- oder Trinkgewohnheiten), sowie deren Einfluss auf eine Verschlechterung oder Verbesserung der Erkrankung besprochen. Um Ursachen und den „Sitz“ der Krankheitsmaterie zu eruieren, aber auch um den Krankheitsverlauf zu dokumentieren, suchten Ärzte wie Handsch in ihrem Praxisalltag das Gespräch als Grundlage der Diagnostik. Des Weiteren sind Harn-, Blut-, Stuhlschau, Pulsdiagnose und körperliche Untersuchung durch Abtasten in Handsch Notizen weitreichend bezeugt, wodurch die Behauptung, frühneuzeitliche Ärzte hätten nur selten Hand an den Patientenkörper gelegt, von Stolberg entkräftet werden kann.

Im dritten Teil des Buches liegt der Fokus auf die Klientel des Arztes und das Arzt-Patient*innen-Verhältnis. Stolberg kann entlang Handschs Aufzeichnungen nachweisen, dass trotz des abgehobenen Gelehrtenhabitus' sich universitär gebildete Ärzte auch an der medizinischen Laienkultur orientierten und von dieser lernten. Ärzte waren stets Dienstleister und hatten die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Patientenschaft nach bestimmten Arzneimitteln (Abführmittel) oder Untersuchungen (Harnschau) zu erfüllen. Hier zeigt sich einmal mehr die auch bei Laien verfestigte, ungebrochene Bedeutung von bewährten Mitteln wie Purganzien oder schweißtreibenden Bädern zur Entleerung und Entschlackung. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren Ärzte mit derartigen Patientenwünschen konfrontiert, wie auch der Nachlass des Südtiroler Landarztes Franz von Otenthal (1818–1899) beweist, in dem dieser von Patient*innen schriftlich (Briefordination) oder mündlich geäußerte Bitten um Abführmittel mit dem Verb *vult* notierte.¹

Stolberg ist nicht nur ein ausgewiesener Medizinhistoriker. Er ist – und das zeigt einmal mehr die vorliegende Publikation – ein paläografisch/etymologisch versierter Archivgräber, der Unterschiede bei der von Handsch benutzten Tinte und Feder in den einzelnen Einträgen

1 Vgl. Elena TADDEI, Franz von Otenthal. Arzt und Tiroler Landtagsabgeordneter (1818–1899), (Wien–Köln–Weimar 2010), 103–115.

feststellen und auswerten kann. Zudem ist er ein fähiger Vermittler von heute fremden/befremdlichen medizinischen Erklärungsmodellen. Seine zahlreichen Vorarbeiten erlauben Stolberg über Georg Handschs Nachlass hinausgehend und mithilfe anderer Fallbeispiele wie dem Zwickauer Stadtarzt Hiob Finzel, die Figur des frühneuzeitlichen Arztes in all seinen Facetten greifbar zu machen.

Auf dieser breiten Quellenbasis hat Stolberg den Wert der Medizin in der Renaissance als Orientierung und Zuversicht gebende Kunst gezeigt. Selbst wenn der Körper über Selbstheilungsmechanismen verfügt und manche Behandlungen nach heutigem Wissenstand kontraproduktiv erscheinen, so arbeitete auch die Heilkunst, wie die Diplomatie der Renaissance, mit Topoi und Stereotypen, erfüllte Erwartungshaltungen und tradierte angeblich Bewährtes, indem sie auf die empirische Erfahrung vorangegangener Heilkundiger verwies. Diese Empirie, die Aufwertung der Anatomie und die Bedeutung von Selbstversuchen eröffneten den Weg zur so genannten „wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts“ (S. 524).

Das Werk stellt mit einem reichen Apparat an bildlichen und handschriftlichen Quellen und an gedruckter Literatur sowie mit einem Sachregister eine Fundgrube dar. Ein einziger Kritikpunkt, der die Qualität der tiefen Arbeit nicht schmälern soll, betrifft die im Verhältnis zahlreichen Tippfehler, die ein sorgfältigeres Lektorat behoben hätte.